

OSI-Zeitung

Studierendenzeitung des Otto-Suhr-Instituts für Politikwissenschaft

3. Ausgabe, Februar 2007

Neueste Nachrichten: Was am OSI gerade wichtig ist
Seite 2

Sympathischer Gast: Tanja Brühl im Portrait
Seite 3

Lupenreine Demokratie? Die Wahlen zum Studierendenparlament
Seite 4

Gute Wahl? Stimmen zum Urnengang an der FU
Seite 5

Zentrales Organ: Wissenswertes über das Studierendenparlament
Seite 5

Versperrter Zugang: Was lernen wir aus der Bachelorumfrage?
Seite 6

Erste Klasse? Ein Kommentar zur Einführung des Master
Seite 7

Erschwerte Bedingungen: Das Leben behinderter Studierender am Institut
Seite 10

Kritische Betrachtung: OSI-Themenwoche zum G8-Gipfel in Heiligendamm
Seite 12

Schwarze Droge: Wo gibts den besten Kaffee?
Seite 12

Herrschaftsfreier Raum: Ein Besuch im Roten Café
Seite 14

Eure Meinung: Reaktionen auf Gerrit Horaks Artikel „Angst und Arroganz“
Seite 15



Die Äußerungen von Peter Grottian zum Bachelor sorgen für Wirbel am Institut. Wir schauen hinter die Kulissen. Mehr auf Seite 8. Foto: Alina Barenz

Liebe Leserin, lieber Leser,

die OSI-Zeitung lebt. Unsere ersten beiden Ausgaben sind raus und haben bereits für ordentlich Gesprächsstoff gesorgt. Einige waren begeistert, andere eher kritisch. Wir hoffen das bleibt so: Je mehr Kontroverse, desto besser.

Schön und gut, aber „wie finanziert ihr Euch eigentlich?“, fragen viele zu recht. Mit Euren Unterschriften haben wir es geschafft, den Institutsrat des OSI zu überzeugen. Er wird die Zeitung auch in Zukunft finanziell unterstützen. Aber wir sollen uns um zusätzliche Geldgeber bemühen. Wer könnte das sein?

Der AStA der FU fällt einem spontan ein. Nur: Will man sich wirklich von einer politischen Mehrheitsvertretung, wie auch immer zusammengesetzt, abhängig machen? Es hätte einen Beigeschmack. Entweder für die eine oder die andere politische Seite. Auch das Einführen eines Verkaufspreises erscheint uns unsinnig. Die OSI-Zeitung soll so viele Leserinnen und Leser wie möglich erreichen. Ein Verkaufspreis, und sei er noch so gering, macht das unnötig schwer.

Bliebe noch die Werbung. Gerade am OSI, und auch innerhalb der Redaktion, ist das ein explosives Thema. Gegen eine Ökonomisierung der Gesellschaft und für freie Bildung streiten und gleichzeitig Jungkunden für Josef Ackermann werben? Das ist absurd. Aber es muss ja nicht die nächstbeste Heuschrecke sein. Anzeigen von non-profit Organisationen erscheinen uns durchaus vertretbar. Der OSI-Club der Alumni ist schon diesmal dabei. Auch kleinere Läden der Umgebung könnten künftig dazukommen.

Wir hoffen, dass eine Mischfinanzierung durch den Institutsrat und Werbung, die nicht von der „dunklen Seite“ kommt, die beste Lösung für die Zukunft darstellt. Wem aber etwas Besseres einfällt, wer einen reichen Onkel hat, der neben seinem zweiten Schloss auch noch eine Studierendenzeitung finanzieren will (und trotzdem keine Bedingungen stellt): Schreibt uns!

Wir hoffen auf Eure kritische Unterstützung und wünschen viel Spaß beim Lesen,

Die Redaktion

OSI-News

Kurzmeldungen und Nachrichten

von Marcel Heberlein und Max Enno Hildebrandt

Das OSI ist in der **Exzellenzinitiative** gescheitert. Im Vorausscheid zur 2. Runde fielen alle Anträge auf Exzellenzcluster durch. Weder die beiden Neuansträge zu „Diversity Studies“ von Prof. Riedmüller sowie zur Aidsforschung von Prof. Luig noch der zum zweiten Mal eingebrachte Entwurf zu „Governance in a Globalized World“ von Prof. Risse konnten sich durchsetzen. In der wichtigen 3. Förderlinie (Zukunftskonzepte) ist die Freie Universität jedoch weiter im Rennen. Die endgültige Entscheidung fällt im Oktober dieses Jahres.

Ins Berufungskarussell am OSI kommt langsam Bewegung. Susanne Lütz von der Fernuni Hagen könnte schon bald Professorin für **Internationale Politische Ökonomie** werden. Der neue Bildungssenator Jürgen Zöllner (SPD) scheint, anders als sein Vorgänger Thomas Flierl (Linkspartei/PDS), keine Bedenken gegen ihre Berufung zu haben.



Muss umziehen: Das Institut für Ethnologie. Foto: V. Dyckerhoff

Auch in den Verhandlungen mit Miranda Schreurs deutet sich ein Ende an. Die designierte Professorin für **Umweltpolitik und Vergleichende Politikanalyse** muss sich bis Anfang April entscheiden, ob sie an ihrer Heimatuniversität in Maryland/USA verbleiben oder nach Berlin kommen will. Bei einer Absage könnte eine Neuausschreibung der Stelle am OSI erforderlich werden.

Eberhardt Kienle hat dagegen nach mehrmonatigen Zögern seinen Verzicht erklärt. Er sollte Professor für den **Vorderen Orient** werden. Cilja Harders von der Ruhr-Universität Bochum rückt dadurch nach und könnte, bei positivem Abschluss der Verhandlungen, bereits zum Sommersemester am OSI lehren.

Der **Doppelabschluss mit Sciences Po**, dem Institut d'études politiques (IEP) in Paris, nimmt neue Gestalt an. Die französische Eliteuniversität will im Zuge der Masterumstellung nicht mehr mit dem OSI-Diplom kooperieren. Die Zusammenarbeit wird jedoch in Form eines doppelten Masterstudiengangs fortgesetzt.

Die Zusammensetzung des **OSI-Institutsrats** verändert sich. Ab Mitte Februar werden unter anderem die Juniorprofessoren Bernd Ladwig und Sven Chojnacki dem Gremium angehören. Dennis Olsen, Fachschaftsinitiative, und Sebastian Boedeker, Grüne Hochschulgruppe, werden künftig die Studierenden vertreten.

Das **Institut für Ethnologie** muss aus dem bisherigen Hauptgebäude am Drosselweg ausziehen. Der Umzug wurde vom FU-Präsidium verfügt, um

Platz für eine Kooperation der Freien Universität und dem Klett-Verlag zu machen, die in den Räumen künftig Weiterbildungen anbietet. Das Institut befindet sich künftig im Landolfweg.

Der **Umzug der ethnologischen Bibliothek** in die Räume der OSI-Bibliothek wird voraussichtlich Anfang März beendet sein. Der laufende Betrieb wird nicht beeinträchtigt. Die Bücherbestände der Ethnologie werden in das Magazin und den Lesesaal in der Ihnestr. 21 integriert. Für die Leiterin der OSI-Bibliothek, Sabine Zehrer, ist der Umzug mit Vor- und Nachteilen verbunden. „Einerseits ist mit einer sinnvollen Ergänzung der OSI-Bestände zu rechnen, vor allem in den Bereichen Afrika und Asien“, sagt sie. „Andererseits ist die Auflösung der Bibliothek für die Ethnologen sehr bedauerlich. Auch müssen wir mit einem zunehmend überfüllten Lesesaal in der OSI-Bibliothek rechnen.“

Am 17. Januar wurde am OSI das **„Center for the Study of Discrimination based on Sexual Orientation“** eröffnet. Das von Prof. Hans-Joachim Mengel initiierte Projekt beschäftigt sich mit der Freiheit sexueller Orientierung, ob sie völkerrechtlich als elementares Menschenrecht anerkannt werden kann und warum der Widerstand dagegen so vehement ist. Prof. Mengel hofft mit dem Zentrum in der Ihnestr. 56 ein Zeichen zu setzen, „dass das OSI nach wie vor ein Ort des Forschens und Nachdenkens zu Fragen von Gerechtigkeit und Diskriminierung ist.“

IMPRESSUM

Die OSI-Zeitung erscheint am Fachbereich Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin

Redaktion: Andrei Avram, Alina Barenz, Katharina Berndt, Stefan Beutelsbacher, Julia Citron, Marcel Heberlein, Stefan Hernádi, Max Enno Hildebrandt, Gerrit Horak, Till Rüster, Florian Schatz, Julia Stark, Frida Thurm

Mitarbeit an dieser Ausgabe: Björn Uhlig, Valentin Dyckerhoff

Layout: Max Enno Hildebrandt, Björn Uhlig, Marcel Heberlein

Druck: Herforder Druck, Herford

Kontakt: osi_zeitung@yahoo.de

V.i.S.d.P.: Gerrit Horak
Liselotte-Herrmann-Straße 36
10407 Berlin

Listenplatz

Ein Semester am OSI lehren - Tanja Brühl im Portrait

von Frida Thurm

Mit Windjacke und Rucksack wirkt sie wie eine Studentin. Eine kleine, blonde Frau mit Brille, Jeans und Rollkragenpulli, auf dem Weg zwischen Thielplatz und OSI. Doch es gibt einen entscheidenden Unterschied: Die 37jährige Tanja Brühl sitzt seit Beginn des Wintersemesters auf dem Stuhl, der eigentlich Prof. Thomas Risse gehört. Die Frankfurter Juniorprofessorin vertritt ihn bei der Vorlesung zu Internationalen Beziehungen und gibt eine Vorlesung zu Internationaler Politischer Ökonomie. Das ist „ein besonderer Ort und renommierter Lehrstuhl“, sagt sie.

Tanja Brühl ist ein netter Mensch. So nett, dass man während eines Interviews mit ihr schnell vergisst, dass man ihr auch kritisch auf den Zahn fühlen wollte. Was sie zu dem Vorwurf meine, in ihrer Vorlesung gäbe es keine klare Linie, und Diskussionen würde sie zu lasch leiten. Mit Tanja Brühl redet man lieber über ihre Projekte in Frankfurt am Main, wo sie gemeinsam mit Studierenden ein UN-Model organisiert hat. Oder über ihre Einstellung zur Lehre, die mit der vieler Studierenden und bedauerlicherweise nur weniger Dozierender übereinstimmt. „Es ist leider in Deutschland die Praxis, dass die Lehre viel zu wenig zählt und viel zu viel darauf geschaut wird, was in welchen Zeitschriften veröffentlicht wurde, wie viele Drittmittel herangezogen wurden“, sagt Tanja Brühl.

Als Lösung schwebt ihr ein Anreizsystem für gute Lehre vor, in dem „nicht nur zählt, wie viele Studierende in Regelstudienzeit mit ihrem Studium fertig geworden sind. Sondern gerne auch universitätsweite Rankings und Evaluation durch Studierende“. Davon habe sie persönlich sehr viel gelernt, auch, weil zu Beginn nicht alles sofort klappte: „Ich habe die Evaluation hier am OSI nach ein paar Sitzungen gemacht, weil ich das Gefühl hatte, dass es nicht optimal läuft. Ich wollte wissen: was kann ich verbessern?“

Proteste lieber ohne Nebenwirkungen

Doch Tanja Brühl hat auch Ansichten, die nicht mit der Meinung vieler Studierenden konform gehen dürften. Sie erlebte an der Uni Frankfurt eine der letzten größeren Studen-



„Lehre zählt viel zu wenig“, sagt Tanja Brühl.

Foto: Alina Barenz

tenprotestaktionen mit. Für die Proteste zeigt sie zwar im Allgemeinen Verständnis: „Ich kann den Streik gut nachvollziehen, weil ich die Gesetzesvorlage so nicht für adäquat halte. Vor allem weil sie zwischen Deutschen und nichteuropäischen Studierenden in der Höhe der Studiengebühren unterschieden hat.“ Doch kritisiert sie die Vorgehensweise der Studierenden. Die Blockade des gesamten Instituts sei eine Zumutung für die Dozierenden und Kommilitonen in der Abschlussphase gewesen.

Teilnahmebeschränkungen, die am OSI im Zuge der Einführung von Campus Management vermehrt diskutiert werden, hält Brühl für ein adäquates Mittel zum Zweck. Die „unverantwortlich großen Seminare“ erforderten ein Handeln, als Lösung sieht sie die Beschränkung der Teilnehmenden, „die ich aus einer hochschuldidaktischen Perspektive auch äußerst sinnvoll finde.“ Auch wenn ihr bewusst ist, dass viele Studierende damit von Vorlesungen und Seminaren ausgeschlossen würden. „Man braucht Teilnahmebeschränkungen, um innovative Lehre machen zu können“, sagt sie.

Ihr kurzes Intermezzo am OSI sieht Tanja Brühl positiv. Auch wenn das größte politikwissenschaftliche Institut manchmal sehr unübersichtlich daherkomme: „Das OSI ist vielfältiger, aber auch unpersönlicher: wenn ich über die Flure gehe kommt es schon mal vor, dass ich Menschen grüße, die

ich zweimal sehe – weil ich denke, die könnten ja auch hier arbeiten“. Für die Monate danach hat sie auch schon Pläne: „Ich freue mich auf mein Forschungsfreisemester.“ Dann will sie gemeinsam mit einer Co-Autorin ein Buch über die UNO und Global Governance schreiben.

Sommer auf dem Spielplatz

Auf die Frage nach ihren persönlichen Zielen folgt erstmal eine lange Stille. Schließlich gibt sie sich einen Ruck und sagt, sie würde gern „ein bisschen mehr von der Welt mitbekommen, nicht nur am Schreibtisch sitzen und in der Uni kleben. Ausreichend Zeit haben für den Spagat zwischen Familie und Beruf.“ Und den Sommer nutzen, um mit ihrem vierjährigen Sohn in Frankfurt auf den Spielplatz zu gehen.

Doch in der Stadt am Main hält sie eher wenig. „Frankfurt ist eine sehr angenehme Stadt“, sagt sie, „weil sie das Städtische mit dem Dörflichen verbindet.“ Wenn es nach ihren Wünschen ginge, würde Tanja Brühl aber eher nach Norddeutschland ziehen. „Aber leider müssen wir in der Wissenschaft ja immer den Jobs, den Unis hinterher ziehen“, sagt sie. Und lächelt dabei so nett, dass man hofft, doch noch einmal in einem ihrer Seminare zu sitzen.

Stellt euch vor es sind Wahlen...

... und jemand geht hin

von Gerrit Horak

„Demokratie ist ein Verfahren, das garantiert, dass wir nicht besser regiert werden, als wir es verdienen.“ Der irische Dramatiker George Bernard Shaw sprach diesen Satz, der bis heute an Aktualität nichts eingebüßt hat. Im Januar fanden an der FU wieder einmal Wahlen zum Studierendenparlament statt. Es hat sich nicht gerade viel geändert: Die bestehende AStA-Koalition wurde bestätigt. Die auf der Homepage des AStA veröffentlichten Wahlergebnisse lassen keine großen Schwankungen erkennen. Stärkste Liste wurde „Aktiv gegen Studiengebühren“ mit vier Sitzen und 221 Stimmen.

Auf der Site des AStA schmeißt man mit Worten wie „Richtungswahl“ um sich und spricht davon, dass Studierende sich „deutlich gegen Studiengebühren“ ausgesprochen hätten. So ganz richtig ist das aber nicht. Die Wahlbeteiligung lag nämlich auch 2007 bei rund 11 Prozent. Statt Richtungswahl sollte es wohl besser „Gewohnheitswahl“ heißen. Basisdemo-

kratische Initiativen, linke Listen und Parteilisten (wie die JuSos und die Grüne Alternative Liste) konnten wieder ihre Klientel mobilisieren, das war es dann aber auch schon. Auch wenn die Bäume und Wände in der Nähe vieler Unigebäude bunt und einfallsreich mit Wahlplakaten gepflastert wurden: Massen hat bei dieser Wahl niemand in irgendeine Richtung bewegt.

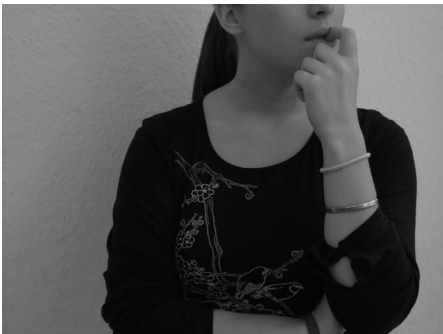
89% gehen lieber essen

AStA-nahe Kreise sprechen davon, dass die geringe Wahlbeteiligung stummer Protest gegen fehlende Mitbestimmungsrechte des StuPa sei. Tatsächlich ist das Schalten und Walten von StuPa und AStA an der Universität zwischen den Wahlen kaum wahrzunehmen. Seit Jahren fordern viele hochschulpolitisch aktive Studierende und Dozierende, die Mitentscheidungsrechte an den deutschen Universitäten aus- und nicht abzubauen. Die schwachen Rechte der Studierendenschaft fördern das Desinteresse an Hochschulpolitik und geben

den Unileitungen mehr Handlungsspielräume. Und während in Bochum die „Freie Universität“ (ein während eines Streiks 2006 geschaffener Freiraum für studentisches Engagement) von der Polizei geräumt wird, gehen 89% der Studierenden der FU Berlin lieber in der Mensa essen, anstatt zu wählen.

Der englische Journalist und Autor Gilbert Keith Chesterton sagte zum Verhältnis von Demokratie und gesellschaftlichen Veränderungen: „Man kann niemals eine Revolution machen, um damit eine Demokratie zu gründen. Man muß eine Demokratie haben, um eine Revolution herbeiführen zu können.“ Soll in diesem Zusammenhang heißen: Nicht wählen gehen bedeutet nicht, mehr Mitentscheidungsrechte zu bekommen. Aber wir wollen niemanden überfordern. Wählen ist ganz einfach und sogar Studierende schaffen das. Versprochen. Zumindest, wenn sie die folgende Step-by-Step-(Bild-)Erklärung befolgen:

Fotos: Valentin Dyckerhoff



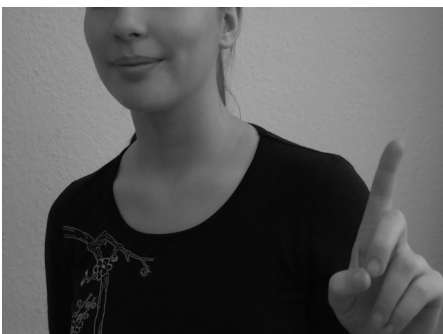
I



II



III



IV



V



VI

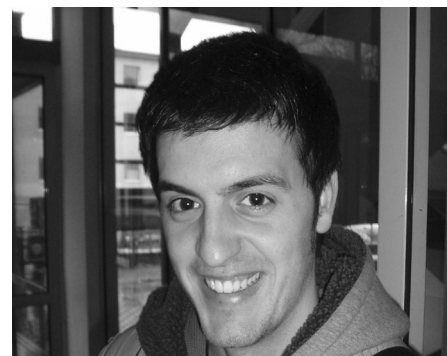
Stimmen zur Wahl

Eine Wahlbeteiligung von rund 11 Prozent zeugt von dem geringen Interesse der Studierendenschaft an den StuPa-Wahlen. Wie habt ihr die Wahlen erlebt und warum habt ihr (nicht) gewählt?

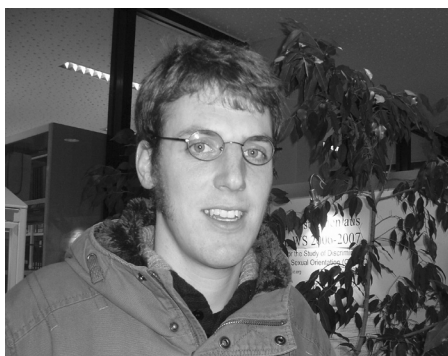


„Ich habe gewählt, weil ich muss! Weil es mich betrifft!“

Alexandra, 4. Semester



„Wählen finde ich recht sinnlos, weil ich nicht mitbekomme, was die gewählten Leute machen. Mehr Ökologie und Weltfrieden steht eh auf allen Flyern.“ Thomas, 3. Semester



„Ich kann mich nirgendwo über die Kandidaten informieren. Und stehe dann, fünf Leute hinter mir, vor einer Liste mit hundert Namen und soll mich entscheiden?“ Johannes, 4. Semester



„Ich habe schon gewählt. Ich finde, es ist auch nicht zu viel verlangt. Man möchte ja, dass hinterher die richtigen Leute im Parlament sitzen.“ Matin, 6. Semester



„Ich habe gewählt, weil ich es wichtig finde! Gerade wir als Politikwissenschaftler müssten wissen, wie wichtig das für die Demokratie ist.“ Annette, 3. Semester

Das Studierendenparlament

Gremienerläuterung, Teil 3

von Gerrit Horak

Das Studierendenparlament (StuPa) ist das zentrale Organ der Studierendenschaft. Zentrales Organ? Hier die Erläuterung: Das StuPa gilt als die Interessenvertretung aller Studierenden der Freien Universität. Die MandatsträgerInnen der 60 Sitze tagen mindestens zwei Mal pro Legislaturperiode.

Doch fangen wir Vorne an: Gewählt wird das StuPa – wie jüngst im Januar – über Listen. Bei der personalisierten Verhältniswahl bekommen alle Studierenden jeweils eine Stimme. Mit der stimmen sie für eine Person auf einer Liste ab, die für eine bestimmte inhaltliche Ausrichtung steht. Entsprechend der Stimmanteile werden diese Menschen ins Studierendenparlament berufen – oder eben auch nicht.

Die Aufgaben des StuPa werden vom Berliner Hochschulgesetz vorgeschrie-

ben. Zu den wichtigsten gehören die Wahl der Mitglieder des Allgemeinen Studierendenausschusses (AStA) und die Festlegung des Finanzhaushaltes des AStA. Ähnlich der Regierungsbildung im Bundestag stellt normalerweise die stärkste Fraktion den AStA und besetzt dessen Referate. Auch die Anzahl der Sitze (zur Erinnerung: 60) wird vom Hochschulgesetz festgelegt. An allen drei großen Universitäten (FU, HU und TU) sind es 60 Sitze, an den anderen Berliner Hochschulen jeweils 30.

Gesetzlich geregelt ist auch das sogenannte „hochschulpolitische Mandat“. Die sehr allgemein gefasste Aufforderung an StuPa und AStA zur Auseinandersetzung mit „für Studierende relevanten politischen und sozialen Themen“ ist kontrovers. Viele StuPas und Asten betonen seit Jahren, dass

hochschulpolitische und allgemeinpolitische Themen sich nicht trennen ließen. Dazu seien sie viel zu eng verknüpft. Der AStA FU musste 1999 satte 10 000 DM Ordnungsgeld zahlen, weil er sich mit dem allgemeinpolitischen Thema Rassismus befasst hatte. Mitunter wird diese Beschränkung auch von Oppositionsgruppen genutzt, um Druck auf die Mehrheitslisten auszuüben.

Mit dem eindeutig erlaubten Rest, den hochschulpolitischen Angelegenheiten, befasst sich das StuPa in Ausschüssen. Diese können nach Bedarf gegründet, verändert und aufgelöst werden. Stichwort Bedarf: Listen haben natürlich die Möglichkeit, sich zu Koalitionen zusammenzuschließen. Diese Blöcke stimmen dann gemeinsam ab und können ihren Interessen dadurch mehr Gewicht verleihen.

Bachelor einen Masterplatz anzubieten, nehmen wir nicht wahllos jeden, der einen Bachelorabschluss hat. Nur diejenigen, die gewisse Kriterien erfüllen.“ Diese Kriterien wären etwa die Schwerpunktsetzung, Praktikerfahrung und die BA-Note. Zudem hält der OSI-Direktor auch Auswahlgespräche für sinnvoll. Ziel sei sowohl eine wissenschaftliche als auch praxisbezogene Profilbildung des neuen Studienganges. Bei der Gewichtung der Kriterien hält Massing eine Fixierung auf die Note für „ungünstig“. Allerdings schreiben die Verfahrensregeln des Berliner Hochschulzulassungsgesetzes dem „Grad der Qualifikation“ (der BA-Note) einen „maßgeblichen Einfluss“ zu.

Hoher Numerus Clausus

Für die Realität am OSI scheint sich also anzubahnen, dass nicht alle BA-Studierende im Fach Politikwissenschaft einen Master machen dürfen. Ein solcher Zustand ist mit Sicherheit für viele keine sensationelle Neuigkeit. Das Unterangebot an Masterstudienplätzen wird jedoch erst mit der

neuen BA-Studie deutlich. Ein Szenario, wonach auf jeden MA-Platz zwei oder mehr BewerberInnen allein vom OSI kommen, ist den Zahlen nach jedenfalls seriös. Durch das gesetzlich vorgeschriebene Gewicht der Abschlussnote würde sich trotz zusätzlicher Kriterien ein hoher NC für den Masterzugang ergeben.

Peter Massing sieht eine solche Entwicklung nicht allzu dramatisch. Auch anderswo gäbe es ja ein Angebot an Masterstudiengängen. Ohnehin sei es doch heutzutage etwas Positives, in mehreren Städten studiert zu haben.

Die Studierenden sehen dies anders. Massing könne eine solche verträumte Sichtweise ja haben, sagt die BA-Studentin Mariane aus dem ersten Semester, eine Umzug unter Zwang findet sie aber ebenso wenig gut wie ein Ende des Studiums nach sechs Semestern. Drei Jahre würden einfach nicht reichen, um eine wissenschaftliche Ausbildung zu bekommen. Aus diesem Grund hat sie vor, in den Diplomstudiengang am OSI zu wechseln.

Auch ihr Kommilitone Patrick sieht eine Auswahl nach dem BA-Abschluss kritisch. Das sei einfach ungerecht, der Master müsse für alle da sein. „Noten erzeugen schon Druck“, beantwortet er dann die Frage, was ein NC für das weiterführende Studium für den Studienalltag bedeute. Hinzugefügt sei hier noch das Argument, dass die Situation an anderen Universitäten ähnlich aussehen könnte, so dass eine Bewerbung dort ebenso an der BA-Note scheitern würde.

Es kann weiterhin nichts endgültiges zur Ausgestaltung des Masterzuges an der Universität gesagt werden. Es fehlt einfach an Fakten. Ob diese tatsächlich noch nicht existieren oder bewusst nicht an die Öffentlichkeit gelangen, ist zu interpretieren. Den Studierenden in den Bachelorstudiengängen ist damit jedenfalls nicht geholfen, sie bleiben weiter im Ungewissen. Und auch alle Spekulationen über eine dicke Flasche mit dünnem Hals am Ende des Umstellungsprozesses auf BA/MA erhalten dadurch ihre Berechtigung.

Zweiklassenuniversität

Ein Kommentar von Stefan Hernádi

So bitter es auch ist, eine gewisse Genugtuung ist angesichts der Einstellung der Studierenden gegenüber den neuen Studiengängen zu spüren. Scheint doch mit der fortschreitenden Zeit den Beschwichtigern in der Debatte um die BA/MA-Reform die Argumentationsgrundlage wegzubrechen. Die Umstellung bietet flexiblere Möglichkeiten der Berufsorientierung? Dumm nur, dass kaum jemand den BA-Abschluss will. Das Angebot an Masterplätzen regelt sich von alleine? Ja gut, aber mit Sicherheit nicht in die Richtung eines Masterzuges für alle.

Bezeichnend ist an dieser Stelle doch die Aussage, dass eine Auswahl unter den Bachelorstudierenden mehr ist als eine finanzielle Notwendigkeit. Nein, der ganze Selektionsmechanismus ist politisch gewollt. In der Sprache der UnterstützerInnen heißt das dann Profilbildung, in Wahrheit ist es aber eine Elitenbildung.

Ganz klar, die Note entscheidet im Großen und Ganzen, wer weiterstudieren darf. Dabei braucht es keine aufwendigen sozioökonomischen Studien, um sich klar zu machen, wie

der oder die potentielle Masterstudierende des neuen, „wettbewerbsfähigen“ Studiensystems aussehen wird. Wer in Klausuren gut reproduzieren kann und genug Zeit hat, sich dafür vorzubereiten und nebenbei noch tolle Praktika zu machen, wird es in den Auswahlverfahren auf jeden Fall leichter haben als ein StudentIn ohne finanzielle Unterstützung, die oder der hauptberuflich eigentlich in der Gastronomie arbeitet, bzw. arbeiten muss. So entsteht auch an der Universität eine Zwei-Klassen-Gesellschaft.

Wissenschaft ade?

Ganz nebenbei bleibt noch der wissenschaftliche Anspruch einer akademischen Ausbildung auf der Strecke. Denn wer sechs Semester lang nur fremde Gedanken wiedergekaut hat um die entsprechenden Noten zu erhalten, wird anschließend nicht mehr in der Lage sein, noch eigene Gedanken zu entwickeln.

Einer solchen Einschätzung kann man zugeben eine Dramatisierung vorwerfen. Doch ist die Situation nicht viel zu ernst, um sie zu beschö-

nigen? Das Hochschulsystem befindet sich in einer tiefgreifenden Umstrukturierung. Sicher, die formale Reform der Studiengänge ist eine Tatsache, die es zu akzeptieren gilt, aber die Art und Weise ihrer Umsetzung ist weiterhin eine Frage des politischen Willens.

Es bleibt zu hoffen, dass erdenklich viele Studierende des OSI die Zeichen der Zeit erkennen, und in den Diplomstudiengang wechseln, solange es noch möglich ist.

Aber auch für die universitäre Opposition ergeben sich neue Perspektiven. War doch bislang jeder Aufruf zum Protest relativ wirkungslos, da viele der Forderungen für den unpolitisierten Teil der Studierenden weit weg und damit uninteressant schienen. In dem Moment aber, wo jede und jeder zweite BA-Studi vor verschlossenen Türen zum Master steht, scheint vieles machbar. Die Gesamtheit der Studierenden darf sich dabei nicht in Gewinner und Verlierer eines als naturgegeben propagierten Prozesses spalten lassen, sondern muss solidarisch füreinander eintreten.

Gelebte Demokratie

Die Diskussion um Peter Grottian und seine Äußerungen zum Bachelor erzählt von Grabenkämpfen am OSI

von Marcel Heberlein

An dieser Stelle sollte eigentlich ein Streitgespräch zum Bachelor zwischen Professor Peter Grottian und Sabine von Oppeln zu lesen sein. Letztere sagte jedoch kurzfristig ab. Dieser Umstand hat keinerlei Bedeutung, könnte man meinen. Doch weit gefehlt: Der Vorfall erzählt viel über die momentane Diskussionskultur am OSI, interne Machtkämpfe und deren Protagonisten.

Der Anfang der Geschichte ist schnell erzählt: Die OSI-Professoren Grottian und Narr haben für einen Eklat gesorgt. Im November letzten Jahres schrieben sie in der taz einen Artikel. Sie forderten darin alle Studierenden auf, den neuen Bachelor-Abschluss zu verweigern. Und sie nannten den Kurzstudiengang eine „Vorstufe der Banalität des Bösen“. Der Ausdruck der „Banalität des Bösen“ wurde von der Philosophin Hannah Arendt geprägt – er sollte das Verhalten des NS-Kriegsverbrechers Adolf Eichmann charakterisieren.

Persönliche Konsequenzen

„Damit hat sich Peter Grottian für mich disqualifiziert“, sagt Tanja Börzel, Professorin für Europäische Integration. „Das hat zwei Gründe: Weil das eine Verharmlosung des Holocaust ist. Und weil ich mich ungern mit Adolf Eichmann auf eine Stufe stellen lasse.“ Ein weiterer Vorwurf gilt Grottians Stellung als Wissenschaftler. „Was ich kritisiere ist, dass er diesen Vergleich bewusst gewählt hat. Er hätte gerade aus kritischer Perspektive sehen müssen, wie problematisch diese Äußerungen sind“, so Börzel weiter.

Mit dieser Meinung ist sie am OSI nicht allein. Vor allem solche Dozierende und Studierende zeigten sich entsetzt, die sich aktiv an der Einführung und Umgestaltung des Bachelorstudiengangs beteiligt hatten. Sie verlangten eine Stellungnahme des Instituts. Peter Massing, Geschäftsführender Direktor des OSI, distanzierte sich daraufhin im Namen aller Dozierenden von den Äußerungen. Zudem forderte er die Verfasser zu einer öffentlichen Entschuldigung auf. Dies lehnen die beiden jedoch ab und zeigen sich unversöhnlich. „Wenn Euch Studierenden die Möglichkeit

verweigert wird, ein vernünftiges Studium zu absolvieren und mit 1,8 oder 2,1 einen Master zu machen, dann ist das eine Vorstufe der Banalität des Bösen. Da hab ich nichts von zurück zu nehmen“, sagt Peter Grottian im Gespräch mit der OSI-Zeitung.

Einige Dozierende ziehen aus den Äußerungen Grottians auch persönliche Konsequenzen. „Auf dieser Basis bin ich nicht bereit, mich weiter mit ihm zum BA und MA auseinander zu setzen“, sagt Tanja Börzel. Peter Grottian habe sich damit selbst aus dem Diskurs verabschiedet. „Wir haben ihn da nicht rauskatapultiert. Er hat das selbst getan. Das sehen auch eine ganze Reihe von Kollegen genauso“, sagt Börzel weiter.

Brigitte Wehland-Rauschenbach, Professorin für Gender, gehört definitiv nicht zu diesem Kreis. Seit Jahren pflegt sie ein enges Verhältnis zu Grottian, durch den persönlich die Hälfte ihrer Stelle finanziert wird. „Der Begriff der Banalität des Bösen ist sicher unglücklich gewählt“, sagt sie. Denn er stehe „im öffentlichen Bewusstsein für Eichmann und Auschwitz“, verweise aber „kaum noch auf die Mechanismen unhinterfragten Funktionierens in betriebsmäßigen Abläufen.“ Die beiden Schreiber hätten sich dadurch jedoch in keiner Weise für zukünftige Diskurse disqualifiziert. Eine inhaltliche Auseinandersetzung zum Bachelor sei dringlicher denn je.

Inhalte gehen unter

Diese inhaltliche Diskussion scheint durch die Begriffsdebatte zur Nebenhandlung verkommen zu sein. Der Artikel der beiden OSI-Professoren hatte dem Bachelorabschluss mit harschen Worten jede Daseinsberechtigung abgesprochen. Er entmündige die Studierenden, unterfordere sie systematisch und verhindere eigenständiges Denken. „Es geht darum, dass die Studierendenschaft im Moment nicht begreift, in welcher Beliebigkeit sie neuen Studiengängen geopfert wird“, sagt Peter Grottian. Auch seien es zuallererst die Studierenden gewesen, denen die Aufforderung zum entschlossenen Handeln gegolten habe. „Professoren waren noch nie Reformer. Eher Bewahrer, oder Schlimmeres“, so Grottian weiter.

Kritikerin Börzel hält den Artikel inhaltlich, gerade angesichts seiner vernichtenden Wortwahl, für schwach. „Er hat damit keinerlei Argumente geliefert. Wenn man es sozialwissenschaftlich machen würde, müsste man den sogenannten Entmenslichungsprozess empirisch operationalisieren und sagen: Beim BA/MA sind diese und jene Dinge vergleichbar mit dem Holocaust. Aber das möchte ich mal sehen.“ Auch habe sich Grottian selbst nie an der Reform der BA-Studienordnung beteiligt, die Studierende und Dozierende in den vergangenen Monaten erarbeitet hatten. Also alles nur Rhetorik?

Zumindest geben auch die Äußerungen Grottians gegenüber der OSI-Zeitung Grund zum Stirnrunzeln. „Allein der Blick auf ein Anmeldeformular eines Studierenden für die Diplomprüfung belehrt einen über den Totalwahnsinn, der da passiert. Das sind doch inzwischen vier Seiten mit x-Lehrveranstaltungen und einem Prüfungsausschuss, der mittlerweile auf sieben Leute angewachsen ist. Das ist die Perfektion des bürokratischen Wahnsinns“, so Grottian. Auch das Diplom scheint demnach kein Waisenknabe in Sachen Bürokratie zu sein. „Mehr oder weniger Bürokratie ist eine Frage der Organisation, nicht der neuen Studiengänge. Ich denke



„Peter Grottian hat sich für mich disqualifiziert“, sagt Tanja Börzel.

Foto: privat

nicht, dass genuin BA-/MA-Studiengänge mit mehr Bürokratie verbunden sind als Magister und Diplom“, sagt dann auch Tanja Börzel. Gegen eine öffentliche Debatte zur Ausgestaltung des Bachelors habe sie nichts einzuwenden. Nur Peter Grottian habe sein Recht verwirkt, an dieser Diskussion teilzunehmen.

Allseitige Drucksituation

Dieser gibt durchaus zu, dass die strittige Formulierung einer inhaltlichen Auseinandersetzung nicht besonders förderlich war. „Aber diese Struktur des Studiums und eine bürokratische Modulzurichtung bis zum Campus Management lassen die Formulierung gerechtfertigt erscheinen“, so Grottian. In der Begriffsdiskussion sieht er nur ein vorgeschobenes Argument. „Man darf diese Formulierung nicht als Schutzschild benutzen, um keine Auseinandersetzung führen zu müssen. Das ist genau passiert.“

Tatsächlich hatte die OSI-Zeitung bereits vor ihrer letzten Ausgabe versucht, einen Dozenten oder eine Dozentin des OSI für einen Gegenartikel zu gewinnen. Doch keiner der angesprochenen Dozierenden war willens oder zeitlich in der Lage, Stellung zu beziehen. Auch Tanja Börzel ließ per Email wissen, sie wolle sich nicht in dieser Form äußern. Zugleich ging sie davon aus, dass sich auch niemand von den Kolleginnen und Kollegen dazu bereit finden werde. Dass sie diese Information gleichzeitig per Email einigen Dozierenden in führenden OSI-Positionen kund tat, dürfte eine gewisse Wirkung nicht verfehlt haben.

Gut möglich, dass auch das eingangs erwähnte Streitgespräch in der OSI-Zeitung diesem Druck zum Opfer fiel. Gegenüber einer öffentlichen Auseinandersetzung mit Herrn Grottian gebe es sehr große Bedenken, so Sabine von Oppeln in ihrer Mitteilung an die OSI-Zeitung. Sie könne sich aus dieser allseitigen Drucksituation nur durch eine definitive Absage des Gesprächs befreien.

Vieles spricht dafür, dass die verbalen Scharmützel zwischen Grottian und seinen Kritikern auch Teil eines schon lange schwelenden Grabenkampfes rivalisierender Gruppen am OSI sind. „Das ist kein Privatkrieg, den wir hier gegen Peter Grottian führen“, sagt Tanja Börzel. Doch wer ist eigentlich wir? Gibt es da vielleicht eine einheitliche Front gegen Peter



„Wenn Studierenden ein vernünftiges Studium verweigert wird, ist das eine Vorstufe der Banalität des Bösen“, meint Peter Grottian. Foto: Alina Barenz

Grottian? Nein, meint Institutschef Peter Massing. Es sei nicht seine Absicht gewesen, den Professor im Institut zu isolieren. Er habe weiterhin ein gutes persönliches Verhältnis zu ihm. Auch Börzel kann eine Isolierung nicht erkennen.

Auf die Frage, ob und wie der von ihr proklamierte „Fall Grottian“ und der seit Jahren schwelende Streit des Instituts mit Bernd Rabehl zu vergleichen sind, folgt eine lange Pause. „Die Parallele zu Herrn Rabehl ist insofern vorhanden, als beide politische Dinge mit dem Holocaust verglichen haben“, sagt sie dann. „Deswegen steht aber Herr Grottian nicht in der gleichen Ecke wie Herr Rabehl. Bei dem ist das nochmal eine ganz andere Ebene.“

Diskussionskultur gefährdet?

Die Diskussion scheint noch nicht beendet. In der Institutsratsitzung vom 17. Januar deutete sich an, wie tief die Gräben verlaufen. Ein Antrag Brigitte Wehland-Rauschenbachs zur Finanzierung eines Abschiedssymposiums von Peter Grottian, der die Altersgrenze erreicht, wurde aus formalen Gründen zurückgewiesen. „Der Institutsrat hat bisher nie eine offizielle Verabschiedung organisiert und kann sich das momentan auch nicht leisten“, sagte Peter Massing danach. Doch die Professoren Risse und Segbers hatten auch inhaltliche Bedenken angemeldet. „Ich stimme inhaltlich dagegen, weil Narr und Grottian

sich mit ihren Äußerungen außerhalb der Diskussionskultur des OSI gestellt haben“, erklärte Thomas Risse.

Für Brigitte Wehland-Rauschenbach gefährden gerade solche Stellungnahmen den freien Diskurs. „Wir hatten eigentlich gelernt, dass Diskussionskultur Streitkultur ist und sein muss. Dass in einer Diskussionskultur Kontroversen ausgetragen und nicht, dass Personen ausgegrenzt werden. Zu befürchten ist, dass es um die Diskussionskultur an den Universitäten nicht gut bestellt ist, wenn sie zum Machtinstrument verkommt.“

Peter Grottian gibt sich weiterhin kämpferisch. „Ich bin inzwischen daran gewöhnt, dass Auseinandersetzungen am OSI schwieriger zu führen sind als früher. Ich werde trotzdem eine öffentliche Auseinandersetzung zum Thema Bachelor in irgendeiner Form versuchen. Mit Studierenden und Kollegen. Ich lasse das nicht so auf mir sitzen.“

Wirkt das nicht alles absurd? „Zuerst wird berechnete Bachelor-Kritik durch einen haltlosen Faschismusvergleich zertrümmert.“, sagt Arvid Bell, Vertreter der Grünen Hochschulgruppe im Institutsrat. „Dann machen sich die Herren und Damen Professoren im Institutsrat gegenseitig ihre rhetorischen Sandburgen kaputt. Viele Studierende wären froh, wenn sie auf diesem Niveau jammern könnten.“

Es gibt sie

Über das Leben behinderter Studenten am OSI

von Julia Stark

Es gibt sie. Studenten, die Reader kaufen, um die Texte doch nicht zu lesen. Es gibt sie. Studenten, die Folien abpinseln, um die eigenen Notizen nie wieder durchzuschauen. Es gibt sie. Aber es gibt auch ganz andere... Studenten, die ihre Skripte gerne lesen würden, aber nicht können. Es gibt sie. Studenten, die gern Präsentationen in eigenen Worten festhalten würden, aber nicht können. Es gibt sie.

Einer der Studenten aus der zweiten Kategorie ist der 21jährige Dennis. Er möchte, er würde gern, aber er kann nicht. Er kann die Worte nicht lesen, die der Beamer an die Wand projiziert. Er kann nicht mal schnell in der U-Bahn das Kapitel Nummer sowieso für das nächste Seminar überfliegen. Er kann im Lesesaal nicht ganz leise sein, um dort zu schmökern. Das alles ist nicht möglich, denn Dennis ist blind.

Das Wintersemester 2006/07 ist Dennis' erstes Semester. Alles ist neu, er ist hier noch nie gewesen. Der schlanke, blonde Junge ist fremd. Er weiß nicht, wie er zur U-Bahn kommt, geschweige denn, wo Hörsaal A und B liegen und welchen Weg man zur Uni-Bibliothek nehmen muss. Klar, das geht jedem neuen Studi so. Doch wenn alles dunkel bleibt, ist Orientierung um vieles schwieriger. Dennis erzählt: „Ich war mit meinem

Vater vor Semesteranfang mal hier. Wir sind die Wege abgegangen – so eine Art Orientierungslauf, damit ich weiß, wo ich was finde. Nach einem verlängerten Wochenende kannte ich dann U-Bahn-Stationen und Bushaltestellen, wusste wo Ampeln an der Straße stehen und Treppen hochzusteigen sind. So schwer ist das ja nicht.“ Wenn Dennis seine ersten Tage beschreibt, möchte man ihm den letzten Satz nicht wirklich glauben.

Technik ersetzt das Augenlicht

Trotz allem, der 21-Jährige wirkt nicht wie jemand, der nicht sehen kann. Gekonnt manövriert er sich mit dem dunkelgrünen Rucksack in der linken Hand zwischen Stühlen und Tischen im voll besetzten Hörsaal durch die engen Gänge, gelassen steht er vor Vorlesungsbeginn in großer Clique vor den Türen des OSI, unterhält sich mit Kommilitonen. In Seminaren meldet er sich zu Wort, kann Textpassagen zitieren. Wie, fragt man sich, wie kann er das, wenn er die Texte nicht vor sich hat? „Manchmal beneide ich die anderen, die ihre angestrichenen Textstellen vor sich haben und sofort antworten können. Es ist blöd, weil ich nicht so schnell bin. Jedes Wort kann ich mir aus den Readern nicht merken.“

Dennis liest die Texte nicht, er hört sie. Eingescannt, bearbeitet, digitalisiert, in einem Spracherkennungsprogramm umgewandelt, muss der junge Student den schwierig formulierten Essays lauschen. Bis er das kann, ist es ein langer Weg. „Die in dem Service-Center für Blinde und Sehbehinderte sind, meiner Meinung nach, überlastet. Die sind dort nur zu fünft und das für die gesamte Uni. Ich bin froh, dass einige Kommilitonen so hilfsbereit sind, die Texte für mich überarbeiten und gemeinsam mit mir lesen.“

„Es sind jede Menge Studienhelfer im Einsatz“, gibt auch Juliane Schümann (30) zu, die als Studentin in der Servicestelle für Blinde und Sehbehinderte arbeitet. Sie selbst hat als Studienhelferin angefangen, Blinden und Sehbehinderten zur Seite gestanden. „Alles, was die Dozenten auf Folien an die Wand geworfen haben, musste mitgeschrieben werden. Die Aufzeichnungen aus der Vorlesung habe ich den blinden Kommilitonen zur Verfügung gestellt. Heute ist das etwas verbessert worden. Wir stehen mit den Dozenten in Kontakt, die uns Präsentationstexte übermitteln, damit wir diese in entsprechende Form für Sehbehinderte bringen können.“

Die Servicestelle der FU hilft

Die Studentin erkennt ein zunehmendes Engagement der Dozenten in Bezug auf blinde Studenten: „Sie kümmern sich bereits sehr gut, wenn sie in Seminaren sehbehinderte Studenten haben. Teilweise kommen die Lehrenden selbst zu uns, bringen Texte vorbei, die wir für ihre Sitzungsteilnehmer aufarbeiten.“

„Wir“ bedeutet in diesem Zusammenhang vier Studenten und eine Psychologin, die in der Servicestelle für die gesamte FU tätig sind. Überlastet wären die Angestellten nicht, auch, wenn an vielen Fachbereichen blinde Menschen studieren. „Die Arbeit ist zu bewältigen. Es sind auch nicht so viele Nutzer, die wir haben. Viele kommen nur sporadisch vorbei und geben Texte ab. Zurzeit haben nur zwei Studenten ganze Reader eingereicht, die wir bis zu gewissen Terminen aufbereitet haben müssen. Aber viele von den Blinden haben ei-



„Manchmal beneide ich die anderen, die ihre angestrichenen Textstellen vor sich haben“, sagt Dennis.

Foto: Valentin Dyckerhoff

gene Studienhelfer“, ergänzt sich die ruhig und freundlich wirkende junge Frau selbst. Es braucht demnach Unterstützung von Kommilitonen, ansonsten wäre Dennis' Mitarbeit nicht möglich. „Ich habe zwei, drei Leute, die mit mir im gleichen Seminar sitzen. Es ist toll, dass die so selbstverständlich helfen. Ohne sie würde ich in manchem Kurs ganz ohne Vorbereitung sein.“

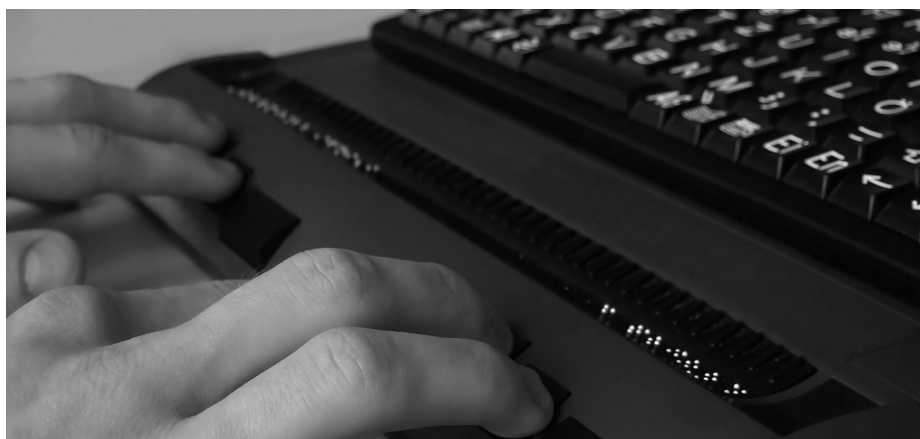
Die Hausarbeit wird zur Vertrauenssache

Nicht nur die Kursvorbereitung gestaltet sich für den Studenten schwierig. Die nächste große Hürde steht bevor: Literatursuche für die erste Hausarbeit.

Stellt man sich vor, dass man so manches Mal selbst an der Literaturrecherche verzweifelt, sein Thema zwei-, dreimal umwirft und erst während des Leseprozesses ein konkretes Thema zu formulieren beginnt, dann ist erkennbar, dass gerade Dennis in diesem Punkt auf größere Hindernisse trifft. „Ich habe in der Bibliothek eine ganz nette Mitarbeiterin gefunden, die mir ein paar Bücher zu meinem Thema rausgesucht hat, aber natürlich weiß sie nicht, was ich konkret suche. Ich muss jetzt alle Texte erst einmal hören, damit ich weiß, ob ich davon überhaupt etwas verwerten kann.“

In der Tat gestaltet sich gerade diese Arbeit innerhalb des Studiums schwer. „Wir versuchen die Arbeitsstellen in den Bibliotheken zu betreuen, haben dort bereits Vergrößerungsgeräte und Scanner installiert. Es besteht ebenfalls ein Archiv mit Texten, die wir für das Grundstudium als sinnvoll erachten, ganze Lehrbücher sind auf Kassetten gesprochen verfügbar und wurden digitalisiert“, sagt Frau Schumann. Jedoch für Hausarbeiten bedarf es mehr als bloßer Lehrbuchtexte.

Allerdings hat Dennis in Bezug auf seine Hausarbeit Anspruch auf einen so genannten Nachteilsausgleich. „Herr Classen, der Beauftragte für behinderte Studierende an der FU, hat sich auch bei den Bachelor-Studiengängen, die ja sehr modularisiert daher kommen, für Sonderbedingungen bei Prüfungs- und Leistungsnachweisen für behinderte Studenten eingesetzt und auch in dieser neuen Studienordnung einen Nachteilsausgleich für sie erringen können“, erklärt Beatrix Gomm (50) von der



Eine Brailletastatur hilft Dennis beim Schreiben. Foto: Valentin Dyckerhoff

Behindertenberatung des Studentenwerks Berlin. Das muss man sich im Fall von Dennis so vorstellen, dass der Dozent die Hausarbeit nach abgemilderten Kriterien beurteilt, dass bei schriftlichen Prüfungen entsprechend mehr Zeit für die Beantwortung der Fragen zur Verfügung steht.

Trotz aller Unterstützung, Dennis wünscht sich, dass noch mehr Literatur online verfügbar wäre, dass es ihm leichter gemacht würde, selbstständig zu sein. „Ein Gutes hat es aber auch: Ich lerne viele Leute kennen, die mir helfen, habe schnell soziale Kontakte geknüpft. Man muss das alles ja irgendwie positiv sehen.“

Positiv, so schätzt auch Manfred (21) seine gegenwärtige Situation am OSI ein. „Ich habe mich gerade deshalb für Berlin entschieden, weil in der Stadt und an der Uni praktisch alles rollstuhlgerecht ist. Die Uni ist für Rollstuhlfahrer fast perfekt und im Notfall gibt es ja hilfsbereite Leute. Ich denke, gerade hier am OSI sind die Leute so, dass sie dich schnell integrieren.“

Behindertenbeauftragte gegen Studiengebühren

Manfred ist wie Dennis Student im ersten Semester. „In den ersten paar Tagen“, so sind sich beide einig, „waren die Servicestellen für Behinderte natürlich erst mal Anlaufpunkt.“ Das ist nach Meinung von Frau Gomm, Mitarbeiterin der Behindertenberatung des Studentenwerks, auch richtig so. Zuständig für die gesamte FU kümmert sie sich zurzeit um rund 30 Studenten mit Behinderungen. „Die Leute sollten schon vor dem Beginn des Studiums zu uns kommen. Wir beraten sie bei Härtefall-Anträgen, veranstalten regelmäßig zum Wintersemester Info-Seminare.“ Nicht ohne Stolz fügt sie hinzu: „Unsere Arbeit hat schon lange Tradition. Be-

hindertenbeauftragte gibt es an der FU schon seit fast 20 Jahren, die Akzeptanz bei ProfessorInnen hat zugenommen, auch die Ausstattungen für den Bedarf von Behinderten sind ständig verbessert worden. Das heißt aber nicht, dass alles perfekt ist.“

Stets kommen neue Herausforderungen auf die Beauftragten zu: „Die viel diskutierten Studiengebühren sind ein Problem. Falls sie wirklich erhoben werden sollten, ist es schon für einfache Studenten schwierig nebenher zu jobben, für die Behinderten wäre es um vieles schwieriger. Wir planen in einem solchen Fall zu verhandeln, Behinderte von Studiengebühren zu befreien. Am wichtigsten bleibt aber, dass die Studierenden in jeder Hinsicht informiert werden. Manchmal weiß man ja gar nicht, was man für Möglichkeiten hat“, resümiert Frau Gomm. Auch Manfred meint, er hätte einige seiner Rechte gar nicht gekannt und sich entsprechend „dort sehr gut beraten gefühlt.“

Wenn der Weg zur Uni auch beschwerlich ist, Manfred denkt, ähnlich wie Dennis, optimistisch: „Mit dem Hinkommen ist das immer so eine Sache. Ich bin auf den Fahrdienst angewiesen. Ab und zu kann ich meinen Rollstuhl nicht allein fortbewegen, weil Straßen- oder Bodenbelag zu uneben sind. Dann bin ich auf Hilfe der Kommilitonen angewiesen.“ Er lässt sich von ihnen über die Straße schieben, kommt ganz beiläufig mit ihnen ins Gespräch. „Ich habe hier schon viele nette Menschen kennen gelernt, vielleicht auch gerade deshalb“, erklärt Manfred mit Blick auf seinen Rollstuhl.

Ja, es gibt sie. Hilfe von außen. Es gibt sie. Respekt und Akzeptanz.

Experiment am OSI

Themenwoche zum G8-Gipfel

von Stefan Hernádi

Jetzt am Ende des Semesters merkt man es wieder deutlich. Der Alltagsrott des Unibetriebs ist in vollem Gange. Vorlesung, Seminar, Referat, Wochenende – und am Montag wieder von vorne, es beschleicht einen das Gefühl geistiger Verkrustung. Nicht so im nächsten Semester. Auf eine Initiative von Studierenden des OSI hin wird im Frühling die Lehre für eine Woche in veränderter Form stattfinden. Anlass ist der anstehende G8-Gipfel in Heiligendamm im Juni.

Die Idee der Initiative ist es, sich vom 7. bis zum 11. Mai intensiv mit den G8, der Globalisierung und den damit verbundenen großen Fragen der Weltordnung zu beschäftigen. Dies soll in zahlreichen, vielfältig gestalteten Veranstaltungen geschehen, die den regulären Lehrbetrieb möglichst ersetzen sollen. Ob Workshop, Planspiel oder Blockseminar – alles ist denkbar, alles ist möglich. So geht es aus einem ersten Konzeptpapier der Studierenden hervor. Besonders Wert legt die Initiative auf die Offenheit und Transparenz der Vorbereitung des Projektes sowie eine größtmögliche Kontroversität der Themenwoche selbst.

Dass dieses Vorhaben gelingt, ist noch keine Selbstverständlichkeit. Besonders wird es darauf ankommen, ob und inwieweit die Dozierenden

bereit sind, ihre Lehre in der Woche alternativ zu gestalten und den Studierenden die Möglichkeit zu geben, an anderen Veranstaltungen teilzunehmen. Die Themenwoche wird zwar durch einen offiziellen Beschluss des Institutsrates unterstützt, jedoch war es nicht möglich, die Dozierenden zur Teilnahme zu verpflichten. So bleibt es bei einem Aufruf des Institutsrates, sich zu beteiligen und die Anwesenheitskontrollen auszusetzen. Eine gewisse Reserviertheit gegenüber dem Projekt ist schon zu merken, allerdings haben auch schon einige Dozierende angekündigt, eigene Veranstaltungen anzubieten.

Gemeinsam gestalten

Doch das Angebot von Seiten der Lehrenden soll ohnehin nur einen Teil des gesamten Veranstaltungsangebotes abdecken. Auch Studierende und außeruniversitäre Personen und Gruppen werden herzlich eingeladen, die Themenwoche mitzugestalten und selbst zu Lehrenden zu werden. Keine Veranstaltung soll abgelehnt werden, solange sie politisch fundiert ist. „Antisemitische Verschwörungstheorien oder andere krude Weltbilder haben am OSI allerdings nichts zu suchen“ sagt einer der Organisatoren der OSI-Zeitung.

Den Rahmen der Woche soll eine

große Auftakt- und Abschlussveranstaltung, beispielsweise in Gestalt einer Podiumsdiskussion bilden, auch ein kulturelles Begleitprogramm ist vorgesehen.

Abzuwarten bleibt, wie die OSI-Studierenden die Initiative aufnehmen. Die Befürchtung einiger Dozierender, die Studierenden würden diese Woche zum Freimachen nutzen, wird sich hoffentlich nicht bewahrheiten. Alles andere wäre auch eine Enttäuschung für die Initiative, denn immerhin wird schon seit November des letzten Jahres an dem Projekt gearbeitet. Daher müssen schon im Vorfeld möglichst viele Studierende in die Vorbereitung mit eingebunden werden, um die Woche zu einem gemeinsamen Erlebnis zu machen. Bisher beteiligen sich ungefähr 40 Studierende, die zum Teil politisch an der Uni in verschiedenen Fachschaftsinitiativen oder Hochschulgruppen organisiert sind.

Chance für die Lehre

Die Themenwoche bietet für das OSI zwei große Chancen. Zum einen kann sie ein Raum für eine kontroverse politikwissenschaftliche Vorbereitung auf den Gipfel, aber auch dessen Widerstand werden. Zum anderen kann sie ein Beispiel für eine Form des Lehr- und Wissenschaftsbetriebes sein, wie es sie am OSI vielleicht zu selten gibt: Die Beschäftigung mit den wichtigen politischen Fragen der Gegenwart außerhalb der universitären Alltagsstrukturen. Ob diese beiden Chancen genutzt werden können, werden wohl alle Studierenden und Dozierenden des OSI selbst entscheiden.

Die Initiative wird bislang neben unabhängigen Studierenden unterstützt von den Fachschaftsinitiativen des OSI, der Islamwissenschaft/Arabistik und der Physik, sowie der Unabhängigen Linken Hochschulgruppe, Linke.FU, attac campus, Liberale Hochschulgruppe, Grüne Hochschulgruppe, Juso-Hochschulgruppe, der AG-Lehre des OSI, dem Institutsrat und der Redaktion der OSI-Zeitung.

Informationen und Mitarbeit:
G8amOSI@gmx.de



Braucht keinen Zaun: Das OSI.

Foto: Valentin Dyckerhoff

Das Drogenproblem

Wo gibts den besten Stoff am OSI?

Die Drogenversorgung am OSI ist manchmal problematisch. Kippenautomat und Haschdealer sind weit weg. Und selbst genießbarer Kaffee ist nicht einfach zu bekommen. Wir haben uns aufgeopfert und die Kaffeetankstellen der näheren Umgebung für Euch in den Kategorien Flair & Service, Geschmack und Preis auf einer Skala von eins bis sieben getestet.

Unser Startpunkt ist das **Erdgeschoss der Juristenmensa**. Ein großer Fehler. Wir bekommen eine undefinierbare Suppe serviert, die uns verdächtig an das Gebräu der Automaten im OEI-Foyer erinnert. Einzig und allein der nette Service verhilft diesem Kaffeedealer zum zweiten Becher.



Schnell ziehen wir weiter, in die **Cafeteria der Juristen**. Hier ist der Kaffee vom Geschmack her durchaus ordentlich, schafft es aber nicht, mehr als seinen Zweck zu erfüllen. Dazu kommt, dass sich das Publikum überwiegend aus Jurastudierenden zusammengesetzt. Von Flair keine Spur. Insgesamt gewöhnlich und günstig (50 Cent). Wen hoch gestellte Hemdkragen nicht stören, der bekommt hier solide Ware. Insgesamt gibt's vier von sieben Bechern.



Zurück am Institut begeben wir uns in die **OSIteria**. Die Brühe hier ist stark übersäuert und schlägt auf den Magen. Ferner veranlassen uns die harten Holzstühle, nicht allzu lange zu verweilen. So können eine freundliche Bedienung und ein Preis von 50 Cent die geschmacklichen Abgründe nicht

überdecken. Wir geben nur einen von sieben möglichen Bechern.



Wieder auf der Ihnestraße stellen wir uns am **Imbisswagen** an. Die so genannte „Mensa III“ ist zentral gelegen und verfügt über die wahrscheinlich beste Gerüchteküche des Instituts. Auch wenn wir im Winter schnell in der Schlange festfrieren: Zusammen mit einem freundlichen Lächeln der Besitzer entschädigen uns die angenehme Stärke und das gute Aroma des Kaffees für die Kälte. Und 70 Cent sind durchaus sozial verträglich. Der „erste Kaffee des Tages“ erhält von uns empfehlenswerte sechs von sieben Bechern.



Wir nähern uns dem letzten Ziel unseres Kaffeetests, dem Cafe „**Aux Delices Normandes**“. Hier erleben wir vollen Genuss, frisch gebrüht und von feinsten Qualität. Geschmacklich ist dieser Kaffee eindeutig unser Testsieger. Nur der Preis von € 1,10 schmälert den guten Eindruck. Von Flair und Service des leckeren „Normannen“ sind wir weder enttäuscht noch überwältigt. So gibt es für Ware gegen Bares den besten – wenn auch teuersten – Kaffee im Einzugsgebiet. Insgesamt sechs von sieben Bechern.



Wer mit dem bisherigen Angebot unzufrieden ist, kann sich alternativ dazu im **Roten Café** seine eigene Droge zusammenmischen. So erreicht man nicht nur beim Geschmack ein flexibles Ergebnis. Auch die Höhe des

von Andrei Avram und Björn Uhlig

Preises kann selbst bestimmt werden. Der sollte je nach Geldbeutel um die fünfzig Cent schwanken, so steht es jedenfalls am „Kapital“ geschrieben. Ein endgültiges Urteil ist so natürlich nicht zu fällen, weshalb wir abhängig von Koch/Köchin und Zutaten zwei bis fünf Becher vergeben.



Fassen wir zusammen: Dem lang-samen Genießer vollendeter Kaffeekunst empfiehlt sich ein Gang in die Garystraße. Wer schnelle und gute Qualität bevorzugt, und seine Freunde nicht allein in der Kälte stehen lassen will, kann sich getrost der „Mensa III“ und ihren freundlichen Betreibern anvertrauen. Im Café der Juristen winkt solide Ware. Die Mensa dort kann jedoch kaffetechnisch nicht überzeugen. Eine absolute No-Go-Area für Kaffeeliebhaber ist dagegen die OSIteria. Wer keinen Ledermagen besitzt, geht hier gesundheitliche Risiken ein.



Sieger des Tests: Der Normanne und der Imbisswagen.

Foto: Alina Barenz

Vollkommen einverstanden? Ganz anderer Meinung?
Diskutiert mit uns auf osizeitung.siteboard.de
oder schreibt uns: osi_zeitung@yahoo.de

Roter Kaffee

Ein Besuch im studentischen Café des OSI

von Katharina Berndt

Wer die Schwelle des Roten Cafés überschreitet, betritt einen nichtkommerziellen, selbstverwalteten und erkämpften Freiraum.

Für wen ist dieser Freiraum? Sind alle herzlich willkommen? Die Frage lässt sich mit einem klaren „Nein“ beantworten. Denn „gewisse Basics soll man hier schon einhalten“ wird dem Besucher mitgeteilt. „Wir sind ein explizit linker Raum“, so ein Café-Plenumsmitglied, das namentlich nicht genannt werden möchte, „und wollen das auch bleiben“.

Aus dem Keller in die Villa

Seinen Anfang nimmt das Rote Café im Keller der Ihnstraße 22. Im Zuge des UniMut-Streiks 1988/89 besetzen Studierende die Kellerräume der Ihnstraße 22 und das „Café Geschwulst“ wird ins Leben gerufen. Ab hier stehen dem Café turbulente Zeiten bevor.

Polizeiliche Räumungen, neue Türschlösser und über die Ferien zugemauerte Eingänge zählen zu den Mittelchen der Uni, den Café-Gründern Nutzungsverträge für die Räumlichkeiten aufzwingen zu wollen. Diese werden von den Besetzern als „Knebelverträge“ abgelehnt. Stattdessen schaffen sie es, trotz der rigorosen Methoden seitens des Präsidialamtes ihr „Café Geschwulst“ am Leben zu halten.

Endlich, nach turbulentem Hin- und-Her um die Räumlichkeiten des Cafés zwischen Präsidialamt und

Café-Betreibern, folgt im Sommer `98 der Umzug in das kleine Haus hinter der Ihnstraße 22. Das eigenständige Nachbarprojekt „Frauenraum“ zieht mit um.

Doch die Wogen glätten sich erst, als nach erneuten Problemen mit der Unileitung der Fachbereich die Zuständigkeiten für das neubenannte Rote Café erhält.

Somit ist das Selbstverständnis des Roten Cafés geprägt von seinem Werdegang und die Cafélér sind stolz auf diese Geschichte. Denn wer kann noch von sich behaupten einen „erkämpften Freiraum“ zu haben und den Attacken der Unileitung über Jahre die Stirn geboten zu haben?

Alltag zwischen fairem Handel und Brotkrümeln

So weit man sich der politischen Gruppe, die das Café-Plenum darstellt, zugehörig fühlt, kann der interessierte Student den regelmäßigen Treffen beiwohnen und nach dem Konsensprinzip das Café-Leben mitgestalten. „Das Café lebt von den Leuten, die hier aktiv sind“, so ein anderes Plenumsmitglied. Denn von alleine passiert hier nichts: Tee und Kaffee müssen besorgt werden – doch nicht irgendwo. Den Kaffee bezieht das Rote Café von „Café Libertad“ aus Hamburg (Motto: „Polit-Kaffee gegen die Pfeffersäcke“). So werden Zapatistas aus Chiapas, einem der ärmsten Bundesstaaten im Südosten Mexikos,



Ein Rückzugsort gestresster Studis.
Foto: Valentin Dyckerhoff

unterstützt. Die Zapatistas kämpfen dort für die Rechte der indigenen Bevölkerung. Der ökologisch angebaute und fair gehandelte Tee stammt von „Ökotopia“ aus Berlin.

Das Rote Café unterstützt außerdem die Initiative gegen Chipkarten. Margarine, Milch und Co werden mit diesen Lebensmittelchipkarten gekauft. Asylbewerber erhalten statt Bargeld nur Chipkarten, mit denen sie ausschließlich in bestimmten Geschäften einkaufen können. Ziel der Initiative ist, dass Asylbewerber diskriminierungsfrei einkaufen können.

Hier hat also alles einen guten Zweck: So auch die unfaire Aldi-Milch auf dem Tresen, die man sich dann in den fairen Kaffee kippt.

Das Café erwirtschaftet keinen Gewinn und manchmal müssen die Cafélér am Ende des Semesters aus eigener Tasche draufzahlen. Daher auch die Aufforderung, im Café beim Bezahlen ehrlich zu sein, denn kontrolliert wird hier nicht. Der „Kapital I, II, III-Topf“ steht geduldig auf dem Tresen und rechnet mit aufrichtigen Gästen.

Da das Café vom Mitmachen der Leute lebt, kann es passieren, dass der ausgehungerte Student hier nur noch Krümel statt Brötchen findet. In diesem Fall muss er in den Kapitaltopf greifen, losstiefeln und beim Bäcker neue holen.

Wem die Idee eines Freiraums an der Uni gefällt und wer sich durch das Konzept des Roten Cafés angesprochen fühlt, möge diesem einen Besuch abstatten – vielleicht entdeckt er ein zweites Zuhause.



Fairtrade-Kaffee und Vollmilch: im Roten Café.

Foto: Alina Barenz

Reaktionen auf den Artikel „Angst und Arroganz“ von Gerrit Horak (Ausgabe 2)

Habermas Junior

Da ich selbst in der FSI OSI aktiv bin habe ich mich von dem Artikel „Angst und Arroganz. Von der Kritikfähigkeit der Linken“ persönlich angesprochen gefühlt und versuche mich hiermit einer Antwort. Ich schreibe dennoch als Einzelperson und nicht in Vertretung der FSI.

Inhaltlich erscheint mir deine Beobachtung einer relativen Intoleranz innerhalb „der Linken“ zutreffend. Häufig erscheint mir die Selbst-Positionierung als LinkeR (und vor allem als weiter links, im Vergleich zu den anderen) den argumentativen Austausch zu verdrängen.

Das ist aber kein Phänomen der „Berliner Linke“, von der du schreibst, sondern ein einfacher psychologischer Mechanismus: In innerlich homogenen Gruppen verliert die politische Gesinnung an Distinktionswert, wird sie nicht in Richtung der Ränder verschoben. Deshalb tendieren Gruppen mit geringer Meinungsvielfalt schnell ins Extreme.

Für mich bedeutet dies einen Grund mehr, Pluralität als Wert anzuerkennen. Die Frage, was nun zuerst da war, die innere Homogenität oder die Intoleranz nach Außen, ist (wie die von Henne und Ei) eine der Ursprünglichkeit und somit nicht zu beantworten.

Ich begrüße es also, dass du einen Diskurs über Intoleranz innerhalb „der Linken“ anstößt, wie du dies tust, halte ich allerdings für sehr problematisch.

Zunächst die Rede von „Anna“ und „Arthur“. Wieso bringst du deinen persönlichen Groll gegen die beiden in einem öffentlichen Medium zum Ausdruck, anstatt den Dialog zu suchen? Es ist unfair, Namen zu verfremden, es aber anhand von Zeit- und Ortsangaben völlig offensichtlich zu machen, wer gemeint ist. Und woher kommt dein Schluss von „Anna“ und „Arthur“ auf die gesamte FSI und dann auf die gesamte „Linke“?

Bei vielen der Zitate, die du anführst („mediengeil“, „angepasst“, „strukturkonservativ“) wird überhaupt nicht klar, woher du sie nimmst. Für völlig überzogen halte ich auch den Totalitarismus-Vorwurf. Es geht doch um ein sommerliches Gespräch auf einer Wiese vor dem OSI?!

Auch an anderen Stellen gerierst du dich ein bisschen wie Habermas junior – als großväterlicher Ratgeber „der

Linken“, der zwar vieles, was da so gefordert wird, ganz gut findet, aber meint, sich raushalten zu können und als intellektuelles Gewissen die Interpretationen liefern zu können.

Ich halte es für völlig vermessen, zuerst schärfste Vorwürfe („Arroganz“, Intoleranz, „Totalitarismusschiene“) zu formulieren, dann aber einfühlsam und verständnisvoll die dahinterstehenden emotionalen Vorgänge darzulegen – die armen Kleinen hätten halt „Angst vor Schmerzen“.

Dein nächster Schritt, dann auch noch zu erklären, dass selbst ja gut zu kennen und eigentlich selbst zu „den Linken“ zu gehören und gerne ganz viel „soziales und sozialistisches Denken“ haben zu wollen, wirkt dann nur noch komisch. Wieso dieses Bedürfnis, sich schlussendlich doch noch selbst explizit zu positionieren? Woher der Hang zu Etiketten? Ist es nicht gerade dieser, der Vielfalt unterdrückt?

Vera Flocke

Schwierige Generalisierung

Respekt für den Artikel über Linke am OSI. Auch wenn ich, wie alle, die sich angesprochen fühlen müssen, nicht 100 pro übereinstimme, ist es schön, dass jemand den Mumm hat, auf einem relativ öffentlichen und offenen Weg zu sagen, was mit Sicherheit viele denken - und jeder irgendwo nachvollziehen können müsste.

Schwierig für die Freunde von Anna und Arthur ist, dass „die Linke“ von dir zu sehr generalisiert wird, was den Artikel auch angreifbar macht. Ich weiss zwar genau wer Anna und Arthur sind oder sein könnten, aber es gibt eben nicht nur Anna und Arthur - was du auch sagst, aber doch in dem Artikel zu einer schwierigen Generalisierung führt, vor allem für die, die Anna und Arthurs Freunde nicht kennen. Es war bisher, umgekehrt der „wirklichen Gesellschaft“, am OSI viel schwerer, die Linken anzugreifen oder zu kritisieren - gerade deshalb ist es zwar nötig, sollte aber nicht wichtiger werden.

Das OSI ist (zumindest im Roten Cafe-Umfeld) ein linkes Biotop, das in einer Umwelt angesiedelt ist, wo es den Menschen innerhalb des Biotops jedes Mal schmerzlich bewusst wird, wie fucking schwierig der Dialog mit Andersdenkenden (sprich: „Rechtsgerechtigten“) ausserhalb dieses Biotops ist. Die Linken sind in der Geschichte bisher immer daran gescheitert, dass sie unter sich selbst nicht einig waren und in einem komplett herrschaftsfreien Raum ist es wahrscheinlich

auch unmöglich, gegen den hierarchischen, neoliberalen, mainstream-Diskurs gemeinsam anzutreten.

Es bricht mir das Herz, dass du trotzdem Recht hast und ich klammere mich deshalb an den Gedanken, dass die OSI-Linken Recht haben. In 3-4 Jahren spätestens wird der linke AstA an der FU fallen - die Angst vor dem, was dann kommt, ist im Moment nur mit Arroganz zu bewältigen, für mich und wahrscheinlich viele andere. Der wahre herrschaftsfreie Diskurs kann sich wahrscheinlich nur nach dem Fall oder nebenher entwickeln; andererseits sieht man ja am „Erfolg“ der Linksautonomen und linken Parteien in Deutschland, dass solcher Widerstand zwecklos ist. Michael Teumer

Strukturelles Problem

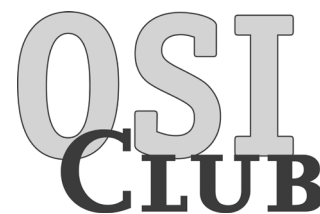
Herzlichen Glückwunsch erstmal zur zweiten Ausgabe. Ihr habt erfolgreich den Fortschritt von einer besseren Schülerzeitung (erste Ausgabe) zum unerlässlichen OSI-Informationsmedium gemacht, das den Spagat zwischen unabhängiger, neutraler Berichterstattung und dem Verzicht auf Zahnlosigkeit meistert - und das ist in unserer OSI-Umgebung bekanntermaßen alles andere als einfach... mein Kompliment!

Insbesondere wollte ich zu Gerrit Horaks Artikel „Angst und Arroganz“ gratulieren. Eine Tendenz gut erkannt, erfasst und kritisiert, die am OSI um sich greift; ein geradezu strukturelles Problem der Linken – die sich mit diesem Gehabe (und manchmal ist es, ja, arrogant) so unglaublich machen, eine Doppelmoral erzeugen... und ich ertrage es immer weniger, wenn Menschen – ganz gleich welcher politischen Richtung angehörig – die politische Wahrheit gekauft haben und alternative Meinungen negieren.

Es kann schließlich nicht sein, dass wer sich selbst als „Alternative(n)“ anpreist, andere Alternativen aktiv zum Schweigen bringt; es kann eben nicht sein, dass wer sich als wirklich „kritisch“ versteht, gleichzeitig Kritik verneint, jegliche Fähigkeit zur Selbstkritik verliert und sich auf Selbstbeweihräucherung beschränkt. Das Schlimmste daran: Ein Verrat an den eigenen Idealen und Ideen, an der Sache an sich. Traurig, oder?

Dankbar, dass andere ebenfalls mit diesem verantwortungslosen Umgang mit linkem Denken hadern und hoffnungsfroh auf eine nächste Ausgabe,

Niklas Wirminghaus



Das „Markt - Macht – Medien“– Projekt-Praktikum 2007 *

Der OSI-Club bietet ab sofort oder auch später die Möglichkeit eines studienbegleitenden Praktikums im Umfeld der "Macht und Medien"-Ringvorlesung.

Das Projekt:

- Vorbereitung und Organisation der Ringvorlesung "Markt, Macht, Medien" im Sommersemester 2007
(Gestaltung des begleitenden Internet-Angebots auf www.osi-club.de, Werbung und Öffentlichkeitsarbeit, Referentenbetreuung, Tonaufzeichnung etc.)
- Mitarbeit bei Redaktion und Produktion eines Dokumentationsbandes.
(Transkription von Vorträgen, Bearbeitung von Manuskripten, Kontakte mit Referenten und Verlag halten, Abstimmung von Texten mit den Autoren, Auswahl von Fotos und Erstellen der Druckvorlage)
- dazu: allgemeine Unterstützung der regulären Aktivitäten des OSI-Clubs
- Das Praktikum endet in der Regel mit der Abgabe der Druckvorlage. -

Die Voraussetzungen:

- Gutes Verständnis des Themenfeldes "Markt, Macht und Medien"
- Erstklassige Kenntnisse der deutschen Sprache in Rechtschreibung und Grammatik
- Gute PC-Kenntnisse (Texterfassung und Textverarbeitung; Umgang mit Dokumentvorlagen, Layout)
- Flexibilität, Stressresistenz, Organisationsgeschick, angenehme Umgangsformen, Fähigkeit zu selbständigem Arbeiten
- Studium der Politologie und/oder Publizistik und/oder ähnlicher Fächer

Der Lohn:

Am Ende steht ein Buch, das Deinen/Ihren Namen in der Rubrik "redaktionelle Mitarbeit" enthält.

Das Praktikum wird mit monatlich 100 € bis zur Abgabe der Druckvorlage honoriert.

Der OSI-Club:

Der OSI-Club ist der Alumni- und Förderverein am Otto-Suhr-Institut der FU. Er hat inzwischen 650 Mitglieder, darunter etwa ein Drittel Studierende. Förderschwerpunkte sind Lehrveranstaltungen in den Bereichen Afrika sowie Politik und Kommunikation. Der OSI-Club organisiert ferner den jährlichen Berufspraxistag, Besuche am Arbeitsplatz, Parlamentarische Abende, das Lehrbeauftragtentreffen und mehr. Der Club arbeitet ehrenamtlich.

Die Bewerbung:

Bitte bis 20. Februar ausschließlich per e-mail mit Foto und Lebenslauf an Christian Walther vom OSI-Club-Vorstand: walther@osi-club.de

*) Interessent/inn/en, die kein Praktikum benötigen, sich aber dennoch für die Aufgabe interessieren, können sich natürlich auch melden.